



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

::: Ein Studentenstammbuch aus Lessings Zeit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Studentenstammbuch aus Lessings Zeit.

Jedermann kennt die köstliche Szene im „Faust“, wo der „Schüler“, nachdem ihn Mephistopheles, in Fausts Mantel gehüllt, mit heißendem Spott über die vier Fakultäten belehrt und zuletzt bei der Medizin seine Sinnlichkeit angestachelt hat, zum Schlusse den vermeintlichen Professor demüthiglich bittet, sich in sein Stammbuch einzuschreiben:

Ich kann unmöglich wieder gehn,
Ich muß Euch noch mein Stammbuch überreichen.
Gönn' Eure Günst mir dieses Zeichen!

und dann mit stummem Entzücken die Worte der Schlange aus dem Paradiese hinnimmt: Eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.

Goethe hat, wie im „Faust“ überhaupt, so auch in der Schilderung des Universitätslebens selbstverständlich das 16. Jahrhundert im Auge. Aber wie er im „Vög“, der ihn gleichzeitig mit dem „Faust“ beschäftigte, die Farben, die er dort zu dem Bilde des 16. Jahrhunderts mischte, theilweise auch der eigenen Zeit entnahm, so auch in der Schilderung des Studentenlebens im „Faust“. In „Auerbachs Keller“ spielen sicher die Studenten seiner eigenen, eben erst hinter ihm liegenden Universitätsjahre in seine Vorstellung hinein, wenn auch — trotz des gewählten Lokals — weniger die feinen Kleinpariser als die rüden Senenser, die schon in Zachariae's „Renommisten“ (1744) den galanten Leipziguern gegenübergestellt worden waren. Von dem Stammbuchmotiv kann man zweifeln, ob der Dichter damit einen echten Zug aus dem 16. Jahrhundert oder einen aus seiner eigenen Zeit gegeben zu haben meinte. Der Zug ist ohne Zweifel völlig echt, es fragt sich nur, ob Goethe darum wußte. Als die Blüthezeit der Stammbücher ist freilich das 17. Jahrhundert zu betrachten. In denselben Jahrzehnten, wo in den höfischen, den Adels- und Gelehrtenkreisen die Sprachgesellschaften mit ihrer Namen- und Wappen-, Devisen- und Motto-Spielerei florirten, da circulirten auch die Stammbücher am fleißigsten. Noch heute sind nicht wenige von jenen unförmlichen kleinen, dicken Bänden erhalten, auf deren abwechselnden Papier- und Pergamentblättern zwischen allerhand schönen Devisen bunte Wappen, ausgeschnittene Kupferstichportraits, Landschafts- und Städtebilder, allegorische Darstellungen und galante Schäferzenen in Aquarell oder Federzeichnung ausgestreut wurden. Aber schon im 16. Jahrhundert war der Gebrauch der Stammbücher in Gelehrtenkreisen ganz verbreitet. Doch hätte Goethe das Motiv recht gut auch seiner eigenen Zeit entlehnen können, denn die Sitte, die jetzt, wo selbst in den Kreisen der Jugend mit aller Empfindsamkeit gründlich aufgeräumt ist, antiquirt, übrigens zum Theil durch das moderne

Photographie-Album ersetzt, nur noch in den Kinderschulen und allenfalls auf der untersten Stufe des Gymnasiums ein kümmerliches Dasein fristet, bestand in studentischen Kreisen, noch als Goethe in Leipzig studirte.

Die Loge „Minerva“ in Leipzig bewahrt unter ihren bescheidenen archivalischen Schätzen ein kleines Juwel: das Stammbuch eines Leipziger Studenten aus dem vorigen Jahrhundert, in welches alle irgendwie hervorragenden Dichtergrößen jener Zeit sich eigenhändig eingezeichnet haben.*) Was für Augen würde ein Autographensammler machen, wenn er diesen Reichthum von echten Sousignés auf so engem Raume beisammen sähe! Es ist ein schlichter Lederband in Querktaf, der 86 Blatt umfaßt; 20 davon sind leer geblieben, die übrigen sind bald auf beiden, bald nur auf einer Seite beschrieben, eine kleine Röthelzeichnung ist besonders eingestekt. Das erste Blatt trägt die Widmungsschrift: Viris Eruditione Illustribus d. d. d. Ioannes Georgius Eck S. S. Theol. Cultor. Francus.

Der ursprüngliche Besitzer dieses Stammbuches war der nachmalige Professor Johann Georg Eck, der am 20. November 1808 als letzter „Professor der Dichtkunst“ (professor poëseos) der Leipziger Universität starb. Er war am 23. Januar 1745 in Hinternähe bei Schleusingen, wo sein Vater Prediger war, geboren, hatte von 1753 bis 1763 das Gymnasium im Schleusingen besucht und Ostern 1763 die Leipziger Universität bezogen. Ende 1765 wurde er Magister, bestand 1766 die theologische Kandidatenprüfung und begann 1768, nachdem er sich entschlossen, die akademische Laufbahn einzuschlagen, in Leipzig Vorlesungen zu halten. Nach Gellerts Tode wurde er am 24. Januar 1770 zum außerordentlichen, am 16. Mai 1771 zum ordentlichen Professor ernannt, übernahm als solcher am 25. März 1782 die Professur der Moral und Politik, 1791 nach dem Tode von Friedrich Wolfgang Reiz die der Poesie.***) Fünffmal hat er in den Jahren 1788—1806 das Rektorat der Universität verwaltet, auch als Mitglied verschiedener gelehrter Vereine, so der ehemaligen „Görlizischen“, später (seit Gottscheds Führung, 1727) „Deutschen Gesellschaft“ und der ebenfalls von Gottsched 1752 gegründeten „Gesellschaft der freien Künste“ u. a., sowie als Censor oder Bücherkommissar sich thätig bewiesen. Seine Vorlesungen erstreckten sich auf Literaturgeschichte, lateinische Poetik und Uebungen im Deutsch-Schreiben, Reden und Deklamiren; außerdem erklärte er den Plautus, Terenz, Horaz und Juvenal.

*) Die Kenntniß desselben verdanken wir der Güte des Herrn Kaufmanns C. G. Böhne in Leipzig.

**) Zu seinen Vorgängern in diesem Amte, welches er als der letzte bekleidete, gehörten unter andern: Joh. Friedrich Christ, der bekannte Archäolog (1739—56), Karl Andreas Bel (1756—82), Chr. August Clodius (1782—84) und Friedrich Wolfgang Reiz (1785 bis 90). Gottsched war Professor der Dialektik und Metaphysik, Gellert nur außerordentlicher Professor der Moral.

In seiner schriftstellerischen Thätigkeit ließen ihn die mit seiner amtlichen Stellung verbundenen Verpflichtungen zu keinen größern, selbständigen Arbeiten kommen. Nur zahlreiche kleine Gelegenheitschriften hat er veröffentlicht, fast alle in lateinischer Sprache. Für die Gelehrtengegeschichte ist sein „Leipziger gelehrtes Tagebuch“ (1780—1806) von Bedeutung geworden, ein chronologisches Verzeichniß aller Schriften und Begebenheiten, die das wissenschaftliche Leben Leipzigs in den genannten Jahren betreffen. Er hatte, ähnlich wie sein Vorgänger Christ, dem er in vielen Stücken gleicht, eine große Gewandtheit in der lateinischen Versifikation und war, gerade wie jener, der späteren Entwicklung der deutschen Literatur entschieden abhold. Als Kuriosum sei nur erwähnt, daß er am 4. März 1802 — ein halbes Jahr nach der großartigen Ovation, die Schiller in Leipzig bei einer Aufführung seiner „Zungfrau“ bereitet worden war! — im Namen der philosophischen Fakultät, deren Dekan er war, seinen juristischen Kollegen, den Dr. Aug. Cornelius Stockmann, den Dichter des Liedes „Wie sie so sanft ruhn“, vor versammelten Docenten und Studenten feierlich zum Dichter krönte — das zweite und letzte Mal, daß die Leipziger Universität ein derartiges Possenspiel erlebte.*) Die Professur der Poesie wurde nach seinem Tode eingezogen und mit der der Rhetorik vereinigt.

In dem Stammbuche Eck's haben sich 82 Personen eingezeichnet. Diese sämtlichen Einträge stammen mit einer einzigen Ausnahme aus Eck's Studentenzeit (1764—1765) und den darauf folgenden drei Jahren (1766—1768). Erst 32 Jahre später ist das Buch dann noch einmal benutzt worden. Im Jahre 1800 haben ein paar Holsteinische Prinzessinnen, Henriette und Friederike, freundliche Worte des Dankes eingeschrieben für lehrreiche und angenehme Stunden, die sie in Leipzig im Verkehr mit Professor Eck verlebt hatten. In der Unterhaltung mag damals wohl der glücklichen Studentenjahre gedacht und dabei das Stammbuch wieder hervorgesucht worden sein. Alle Einzeichnungen stehen natürlich bunt durcheinander: jeder schrieb sich eben ein, wo er gerade aufschlug. Da die Blätter aber fast ausnahmslos datirt sind, so läßt sich mit leichter Mühe ihre wahre Reihenfolge herstellen, und dies führt zu interessanten Ergebnissen.

Das Album mag ein Neujahrs Geschenk gewesen sein, das der junge Studiosus 1764 von einem Freunde erhielt. Der früheste Eintrag wenigstens ist datirt Halae Jan. 1764 und stammt von einem sonst unbekanntem Joh. Andreas v. Segner, jedenfalls dem Schenkgeber. Die nächsten aber, die sich im April und Juni

*) Die einzige Leipziger Dichterkrönung, die noch vorhergegangen, war die allbekannte, welche Gottsched am 18. Juli 1752 im Namen der philosophischen Fakultät an dem Freiherrn von Schönauich wegen seines Heldenepisches: „Hermann oder das befreyte Deutschland“ vollzog — übrigens in absentia des Dichters. Ein Baron v. Seckendorf nahm an seiner Statt den Lorbeerkrantz entgegen und dankte im Namen des Bekrönten dafür.

darauf einzeichnen, sind die beiden Leipziger Professoren Chr. Aug. Crusius, der bekannte Theolog und Philosoph, der Gegner der Wolff'schen Schule, und — Gellert; in ihnen wird man diejenigen zu erkennen haben, die dem Besizer unter seinen Lehrern am nächsten standen und die meiste Anziehungskraft für ihn besaßen. Mitte Juni ist Eck in Halle zu Besuch und legt bei dieser Gelegenheit sein Album Georg Friedrich Meier, dem bekannten Aesthetiker, dem Nachfolger und Plagiator Baumgartens, vor. Im August schreibt sich in Leipzig der junge Professor Clodius ein, der durch Goethe eine komische Berühmtheit erlangt hat; im September geht Eck nach Jena und macht dabei einigen Jenenser Docenten seine Aufwartung. 1765 vervollständigte sich namentlich der Leipziger Kreis. Im Januar zeichnet sich Christian Felix Weisse ein, im Februar der Theologe Burscher, der „Harlekin auf dem Catheder“, im April Johann August Ernesti, im Juli Reiske. Inzwischen ist Eck im Juni wieder in Jena gewesen und hat auch dort wieder ein paar Blätter eingeheimst. Am ergiebigsten sind die beiden Jahre nach Beendigung seiner Universitätsstudien, 1766 und 1767, gewesen. Der junge Magister tritt entschieden fecker auf als das Studentlein, er wagt sich an die ersten Größen hinan. Anfang des Jahres 1766 werden noch eine Anzahl Leipziger nachgeholt, unter ihnen der damals noch junge Theolog Samuel Friedrich Morus, im Juli ist er in Halle und besucht unter andern Joh. Salomo Semler, den bekannten Rationalisten, und Klotz, den jungen, damals noch in dem Glanze seiner frühzeitigen Erfolge sich sonnenden Geheimrath. Mitte August reist er nach Berlin, wo er sich über acht Tage aufhält, und der erste, dem er dort, am 16. August, sein Büchlein vorlegt, ist — Lessing. Ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß diese beiden, Klotz und Lessing, zwischen denen wenige Monate später die bekannte, für Klotz verhängnißvolle Fehde ausbrach, hier unmittelbar hinter einander sich einzeichnen mußten! Am 19. August folgt Spalding, am 20. Moses Mendelssohn, Sulzer und die Karisch, am 22. unter andern Kamler. Auf der Rückreise werden Ende August noch ein halb Duzend Wittenberger mitgenommen. Das folgende Jahr, 1767, bringt von Leipzigern nur noch ein oder zwei Nachzügler. Dagegen ist Eck im Januar in Dresden, wo sich Chr. Ludwig Hagedorn, der Direktor der Kunstakademie, der jüngere Bruder des Dichters, einschreibt, im Mai ist Zachariae von Braunschweig, im August Gleim von Halberstadt aus zum Besuche in Leipzig, und sofort sucht Eck ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Beinahe der ganze Juli aber und der Anfang des August ist ausgefüllt durch eine Rundreise, die ihn über Göttingen, Hannover, Celle, Hamburg, Altona, Braunschweig und Helmstädt führt, und von der er die reichste Stammbuchernte mit heimbringt. In Göttingen wird neben vielen weniger bedeutenden Pütter, der berühmte Staatsrechtslehrer, und Kästner, der bekannte Epigrammatiker, aufgesucht, in Hannover Joh. Adolf

Schlegel, der dort kurz vorher in den Hafen eines Pfarramtes eingelaufen war, der Vater der beiden Romantiker, in Altona der Rektor Joh. Jakob Dusch, der von Lessing wiederholt arg gezaustete Gottschedianer, in Hamburg Samuel Reimarus, Klopstock und der zufällig von Braunschweig aus hier anwesende Ebert, allbekannt aus Klopstocks Ode an ihn, auf der Rückreise in Braunschweig der Abt Jerusalem, der Vater des unglücklichen Werther-Jerusalem, und Gärtner, der Begründer der „Bremer Beiträge“. Ohne nennenswerthen Ertrag ist das Jahr 1768. Dagegen bringt das nächste Jahr noch ein paar wichtige Ergänzungen. Im Januar wird bei einem Besuche in Dresden Lippert, der Herausgeber der „Dactylotheke“, und jedenfalls auch Rabener aufgesucht; des letzteren Eintrag trägt kein Datum, steht aber mit dem Lipperts auf derselben Seite. Im Mai ist Basedow in Leipzig, „auf der Reise zur innerlichen und äußerlichen Beförderung des Elementarbuches“, wie er zu seinem Eintrage hinzugesetzt hat; auch er entgeht dem eifrigen Sammler nicht. Anfang Juni ist Eck selbst in Erfurt; wieder begleitet ihn das treue Büchlein, und Wieland und Niedel, beide damals Docenten an der Erfurter Universität, müssen ihren Beitrag spenden. Im September endlich wird noch Johann Georg Jacobi in Halle eingeholt, dessen Eintrag den Schluß macht. Undatirt ist, außer Rabeners nur Desfers Blatt, die schon erwähnte kleine Zeichnung. Doch gehört auch sie jedenfalls in das Jahr 1766 oder 1767.

Eine bedächtige Durchsicht des alten Studentenstammbuches ist in mannigfacher Hinsicht lehrreich. Wir blicken zunächst auf das Sprachenverhältniß und bemerken, daß von den 81 Einträgen 49 in lateinischer, 30 in deutscher, je einer in englischer und französischer Sprache geschrieben sind, d. h. der Zusatz bedient sich dieser Sprache; der gewählte Spruch ist z. B. in den lateinischen Blättern oft ein griechisches, bisweilen ein hebräisches, einmal sogar ein englisches Citat. Mit Citaten behelfen sich überhaupt die meisten; die, welche einen eignen Gedanken oder gar eine eigne poetische Leistung hinschreiben, bilden natürlich die Minderheit. Was die Schriften betrifft, aus denen die Citate entlehnt werden, so begegnet vor allem die Bibel, daneben namentlich lateinische Autoren, seltener deutsche Dichter. Charakteristisch sind die deutschen Citate, insofern sie zeigen, was damals gelesen wurde, was populär war. Wie in Klopstocks Ode „Der Zürchersee“ (1750) auf dem Rahne von Hirzels junger Frau „Haller's Doris“ gesungen wird und dann „die Jünglinge singen und empfinden wie Hagedorn“, wie noch in Voßens „Luise“ (1784) beim Lustwandeln im Walde

empfundene Lieder von Stolberg,
Bürger und Hagedorn, von Claudius, Gleim und Jacobi

angestimmt werden, so werden wir uns nicht wundern, auch unter den Sprüchen unseres Stammbuches wiederholt Haller und Hagedorn zu begegnen; daneben

finden sich Stellen aus Logau, Gellert, Gieseke und Wielands „Musarion“. In der Annahme, daß die Wahl des Spruches auch immer für den Schreiber charakteristisch sei, daß tiefe persönliche Ueberzeugungen sich darin aussprechen, wird man nicht zu weit gehen dürfen. Bezeichnend mag es ja sein, wenn Succow, der Jeneser Naturphilosoph, in seinem Spruche: Unius corporis destructio alterius est generatio (Die Zerstörung des einen Körpers ist die Erschaffung eines andern) sich als strammer Anhänger des Empedokles und der Atomistiker zeigt, wenn Pütter, der große Staatsrechtslehrer, mit seinem kurzen Deo et reipublicae den Patriotismus neben die Gottesfurcht stellt, wenn Sulzer, der Hauptästheticus der Zeit, mit dem Horazischen Est modus in rebus, sunt certi denique fines auf Maß und Begrenzung den Nachdruck legt; viele haben sich aber sicher mit neutralen Aussprüchen begnügt, die überall hin passen. Der eine weist den jungen Studenten griesgrämlich auf Tod und Ewigkeit hin, der andere predigt fröhlichen Lebensgenuß, und dem einen ist es am Ende so wenig Ernst damit gewesen wie dem andern. Charakteristischer ist vielleicht die äußere Form, in der die Einzeichnungen auftreten: auf der einen Seite Kürze, Natürlichkeit und Einfachheit, auf der andern Breite, Zopf und Schwulst. Am umständlichsten sind die Unbedeutendsten. Klopstock, Lessing, Wieland setzen sumpel ihren Namen unter ihren Spruch, Universitätsprofessoren, deren Namen man heute kaum noch kennt, zählen mit Grandezza alle ihre Titel und Würden auf; die letzteren sind dann wenigstens auch gegen den glücklichen Besitzer des Stammbuches mit doctissimus, clarissimus, ornatissimus, praenobilissimus und andern superlativen Prädikaten nicht karg — nach dem Grundsatz: Gebt allen alles, damit euch von allen alles wiedergegeben werde.

Im Folgenden theilen wir eine kleine Auswahl aus den Blättern unseres Stammbuches mit, indem wir uns dabei auf die bekannteren Erscheinungen der deutschen Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts beschränken. Da begegnen uns denn zunächst von Leipziger Clodius, Gellert und Christian Felix Weiße. Einer fehlt: Gottsched. Doch kann uns das nicht Wunder nehmen. Gottsched starb 1766. Als Eck die Universität bezog, hatte er seine Rolle längst ausgespielt. Was im Oktober 1765 der junge Goethe nach Frankfurt schrieb: „Ganz Leipzig verachtet ihn. Niemand geht mit ihm um“, das wird auch 1764 schon gegolten haben, als Eck sein Stammbuch in Bewegung setzte. Gellert hat sich mit dem sumpeln Quintilianischen Pectus disertos facit (Das Herz ist es, was beredt macht) begnügt. Weiße füllt sein Blatt mit einigen englischen Versen, vielleicht einem Citat, und schreibt auch, der einzige im ganzen Buche, den Zusatz englisch — sicherlich bezeichnend für den, der sich lange Zeit als den deutschen Shakespeare betrachtete, bis Lessing ihn hierüber in aller Freundlichkeit eines Bessern belehrte. Clodius widmet „Seinem Freunde und Zuhörer“ folgendes „Fragment einer Ode auf den

Ruhm“, welches merkwürdigerweise frei ist von jener Verbrämung mit Fremdwörtern und mythologischen Namen, die der Student Goethe in seiner bekann- ten „Ode auf den Kuchenbäcker Hendel“ so ergötzlich verspottet hat:

Die ihr des Ruhms begehrt, schöpft aus der Weisheit Fülle
Den wahren Ruhm, verscherzt ihn nicht!
Bewundert Gott im Staub, und preist ihn in der Stille,
Und bittet ihn um Muth zur Pflicht.
Verstreut euch nie zu sehr, denckt mitten im Getümmel
Der Welt, und der Geschäfte, Gott;
Denckt der Allgegenwart, denckt an den nahen Himmel
Und seyd vertrauter mit dem Tod.
Liebt den der euch verfolgt, seyd ohne Falsch, beleidigt
Nie eures Nächsten Eigenthum,
Ehrt euer Vaterland und wenn ihr es vertheidigt
Schont euer Blut nicht — diß ist Ruhm.

Eine Anzahl von denen, die in den vierziger Jahren in Leipzig von dem Einflusse Gottscheds sich losgemacht und sich um die „Bremer Beiträge“ geschaart hatten, fanden sich später als Docenten am Carolinum in Braunschweig wieder zusammen; Eck's Stammbuch hat drei von ihnen aufzuweisen: Gärtner, Ebert und Zachariae. Gärtner greift zu einem Citat seines Freundes Giseke, Ebert citirt ein paar Hagedorn'sche Zeilen; Zachariae, der „Professor der Dichtkunst“, schwingt sich zu folgenden eigenen (?) Versen auf — beiläufig fast den einzigen fünffüßigen Jamben im ganzen Buche, neben den dominirenden Alexandrinern:

Beglückt ist Der, der keines Mächtgen Sklav
Sich selber lebt; dem bey Nordwestensturm
Kein Schiff zerscheitert am untreuen Fels;
Den Hoffnung nicht im Borgemach ernährt,
Und der, wenn ringsum ihn der Thoren Schaar
Auf Ruhm erhitzt, nach Schattenehre hascht,
Verborgen liegt im Winkel seiner Welt.

Drei andere, die ebenfalls in den vierziger Jahren in Leipzig zusammenge- standen, waren, als Eck mit seinem Stammbuche umherzog, nach verschiedenen Rich- tungen hin verstreut: Rabener lebte als Steuer-Rath in Dresden, Johann Adolf Schlegel als Pastor an der Marktkirche in Hannover, Kästner als Professor der Mathematik und Physik in Göttingen. Rabener hat ein sehr ungeeignetes Stammbuchblatt geliefert. Er jammert über seine unerquickliche Amtsthätigkeit, indem er die Worte citirt, in denen ein antiker Kollege von ihm, der jüngere Plinius, als kaiserlicher quaestor aerarii ähnlichen Klagen Luft macht (Epist. I, 10): Subnoto libellos, conficio tabulas, scribo plurimas, sed illiteratissimas, literas (Ich muß Aktenstücke unterschreiben, Rechnungen aufstellen und viele, höchst triviale Briefe schreiben). Schlegel hat ein paar herzlich unbedeutende Zeilen eigener Mache eingeschrieben, die wir dem Leser erlassen wollen; Kästner dagegen folgendes hübsche Epigramm:

So wie wir aus der Kinder Thaten
Der reifern Jahre Trieb errathen
So prüft uns Gott in dieser Welt:
Hier läßt er uns noch Spiele wählen
Bis einstens den erwachsenen Seelen
Die Puppe selbst nicht mehr gefällt.

Von den Hallensern wäre Johann Georg Jacobi zu nennen, dem wir gleich noch seinen Intimus, Gleim in Halberstadt, anreihen. Die erlauchten Häupter

der Anakreontik haben sich beide mit Blümchen aus fremden Gärten begnügt.
Glein greift zu den Hallerschen Zeilen:

Nach deinen Raupenstand und einen Tropfen Zeit
Den nicht zu deinem Zweck, die nicht zur Ewigkeit,

Jacobi zu den Versen aus der „Musarion“:

Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir in Rosenfarbnem Licht.

Die Berliner Kreise sind durch Lessing, Mendelssohn, Ramler und die Karisch vertreten. Auf Lessings Blatt wird man besonders gespannt sein, und was er geschrieben, enttäuscht auch nicht. Er hat eine Zeile aus der köstlichen Epistel des Horaz gewählt, in welcher der Dichter einem jungen Freunde Lehren über den Umgang mit Vornehmeren gibt und ihm dabei Aristipp, den Cyrenaiker, als das Ideal eines feinen Weltmannes aufstellt, der es verstanden, die Gunst der Großen mit Ehren und ohne Selbsterniedrigung zu behaupten. Mit flüchtiger Hand, aber in geschmackvoller, symmetrischer Anordnung, nach Art einer Lapidarinschrift, hat er eingezeichnet:

Horat.
Omnis Aristippum decuit color et status et res.

m. c. sc.
Gotthold Ephraim Lessing.
Berol. d. XVI. Aug. 1766.

Es ist eigenstes Erlebnis, was er hiermit niederschrieb; auch er hatte in den fünf Breslauer Jahren, die hinter ihm lagen, im Dienste Tauenziens sich als kluger Aristipp bewährt. Mendelssohn schreibt ebenfalls einen lateinischen Spruch: felix in terra sapiens, et in aethere felix. Ramler greift zu einem Logauschen Epigramm — wiederum bezeichnend. War er doch einer der wenigen, die sich um den heute ja wieder allbekannten, damals aber so gut wie vergessenen Epigrammendichter aus dem 30 jährigen Kriege gekümmert hatten; 1759 hatte er mit Lessing gemeinschaftlich eine Auswahl der Logauschen Sinngedichte neu herausgegeben. Ungemein freigebig mit ihren poetischen Gaben ist Anna Luise Karisch gewesen; sie hat sich zweimal eingeschrieben, einmal am 20. August 1766, dann noch einmal Tags darauf an einer andern Stelle des Buches. Der erste Eintrag, den sie mit ihrem Namen unterzeichnet hat, ist folgender:

sey Stets als weiser Mann und erift
Begnügt mit dem was gegenwärtig ist
die Zukunft deckt Gott mit dicken finsternissen
wenn dir daß richtende gewissen
nur Jeden abend sagt heut hast du recht gelebt
dann frage nie darnach ob morgen
Sturm oder Sonnenschein Verborgnen
dicht über deinem Haupte schwebt.

Der zweite Eintrag lautet:

sey gleich in Sachsen oder Franken
du der empfindung und gedanken
auf freyer Stirn und in dem offnen auge Trägt
sey wo Du wilt von Fremden oder Freunden
geliebt Bewundert und gepflegt

und auch gehaßt von Stillen feinden
Seh wo dein schicksaal dir gebeut
in welcher luft auff welcher Erde
erinnre dich nur stets daß meine redligkeit
dir immer guttes wünschen werde

Sappho

Die Handschrift zeigt, daß diese selbstbewußte, völlig interpunktionslose deutsche „Sappho“ niemand anders ist als abermals die Karsch. Auf den Besitzer des Stammbuchs scheint diese reiche Spende einen besonders rührenden und nachhaltigen Eindruck gemacht zu haben. Als die Dichterin 1791 starb, widmete Eck ihrem Andenken eine Anzahl lateinischer Trauergedichte (Elegi in mortem Annae Ludovicae Karschiae. Lips. 1792).

Endlich blieben noch Klopstock und Wieland übrig. Klopstock behilft sich mit ein paar Hagedornschen Zeilen:

Der Geist, durch den ein Cato groß geworden,
Fährt in kein Band, er ruht auf keinem Orden.

Wieland hat auf einer linken Seite des Buches geschrieben: „Wir bessern nicht gern an den Werken der alma mater rerum.“ Sein jüngerer Erfurter Kollege Kiedel, Klozens bekannter Sekundant in der archäologischen Fehde mit Lessing, schrieb supplirend auf die gegenüberstehende Seite: „Und lieben den Spruch ridendo dicere verum.“

An diesen Proben sei es genug; vielleicht haben wir des Guten schon mehr als zu viel damit gethan. Nur über das Deserische Bildchen noch ein Wort. Es ist bezeichnet A. F. Oeser und soll, wie eine von späterer Hand hinzugefügte, kaum noch leserliche Bleistiftnotiz besagt, den Philosophen darstellen (namens?), der in Gegenwart von mehreren Zuschauern Linsen durch ein Nadelöhr wirft. —

Lebten wir selber noch in jener weichen, elegischen Zeit, wo unser Stammbuch von Hand zu Hand ging, so würden wir vergilbte Blätter, über die vor mehr denn hundert Jahren die Feder so vieler großen Geister gegangen, vermuthlich nicht ohne Thränen im Auge aus der Hand legen, Thränen der Wehmuth über die schnöde Vergänglichkeit und darüber, daß ein erbärmliches Stück Papier den Menschen überleben muß. In unserem rauhen, hartgesottenen Zeitalter scheiden wir von dem Büchlein mit einer kühleren Betrachtung. Wir sind gewohnt, das siebzehnte Jahrhundert in unserer poetischen Literatur als die Periode der „Gelehrten-Dichtung“ zu bezeichnen, und geneigt, schon im ersten und zweiten Drittel des achtzehnten überall die Vorwehen der großen Sturm- und Drangzeit zu erblicken. Wie schwach und wirkungslos aber in der That diese Wehen gewesen, und wie tief die deutsche Dichtung auch damals noch im Gelehrtenthum stak, ist uns selten so greifbar deutlich geworden wie hier, wo fast der ganze deutsche Parnas jener Tage auf und zwischen Universitätskathedern uns vor Augen tritt.

* * *